

Brief an Philip A. Potter zum 60. Geburtstag — 19. August 1981

Lieber Philip,

den 19. August 1981 wirst Du in Dresden erleben — jener deutschen Stadt mit dem großen Erbe eines Heinrich Schütz. Ich möchte vermuten, daß seine Musik die Feiern Deines sechzigsten Geburtstages bestimmen wird — Musik war ja stets eine der wichtigsten Quellen der Erquickung und der Inspiration in Deinem Leben. Du genießt sie mit der Hingabe, mit der andere ihrem Hobby frönen — aber sie war für Dich immer weit mehr als ein Hobby: sie gehört zu Deiner täglichen Andacht, sie verhilft Dir zur Meditation und war ja auch — ist es noch — ein ständiges Bindeglied zu Do-reen, Deiner unvergeßlichen Frau. Das neue CANTATE DOMINO, ökumenisches Liederbuch der Kirchen in aller Welt, erschien in seiner Musikausgabe nur wenige Wochen vor ihrem Tod. Es ist ein bewegendes Zeugnis für Eure gemeinsame Hingabe an die Sache ökumenischen Singens und Musizierens.

Musikalität bildet in gewisser Hinsicht Dein anderes Ich — vor allem natürlich, weil Du ein Mann der Karibik bist, ein „Calypso-boy“, wie Du Dich gelegentlich selbst tituliert hast. Die Kultur, von der Du herkommst, ist eine musikalische, voller Rhythmus, voller Klang. Im Unterschied zur Musik von Heinrich Schütz — die manche seiner Kommentatoren als aristokratisch bezeichnen! — sind freilich Klang und Rhythmus Eurer karibischen Musik aus einer „proletarischen“ Geschichte hervorgegangen, die von Sklaverei, Unterdrückung und dem Kampf um Freiheit geprägt ist. Diese Musik widersetzt sich jeder Art der Domestizierung, sie fordert Spontaneität, Vitalität und — Gemeinschaftssinn heraus! Ein „band-leader“ — der Anführer einer Musiktruppe also — mag zwar immer wieder mit kunstvollen musikalischen Improvisationen vorangehen und seine Mitspieler dazu inspirieren, ihre eigenen spontanen Melodien beizusteuern: die Regel aber, genau aufeinander zu hören und miteinander zu spielen, wird niemals verletzt.

Manchmal kommt es mir vor, als habe Dein Führungsstil, den Du in die ökumenische Bewegung eingebracht hast, viel mehr mit dieser Musikalität zu tun als mit Diplomatie, viel mehr mit der Art eines schöpferischen Dirigenten als der eines routinierten Politikers. Bei Dir siegt die Kunst, Prozesse und Ereignisse klangvoll zu instrumentieren, über die Technik, taktische

Positionen festzulegen und strategische Züge vorzubereiten. Eines der eindrucksvollsten Beispiele dafür scheint mir die Weltmissionskonferenz in Bangkok gewesen zu sein, die Du noch als Direktor der Kommission für Weltmission und Evangelisation vorbereitet und verantwortet hast. Sie hat den Stil vieler wichtiger ökumenischer Konferenzen seither geprägt.

Viele sind froh über diesen Stil — andere beklagen ihn, vor allem jene, die in „Genf“ gerne einen zweiten Vatikan sehen würden (und sich für eine Vollversammlung kein Thema vorstellen können wie: „Freuet Euch in dem Herrn allewege!“). Es ist klar, daß nicht alle Leute Musik mögen, und für manche Mitchristen (sie leben keineswegs nur in Deutschland!) scheint das Leben, zumal das christliche, eine zu ernste Angelegenheit, als daß man es auf die spielerische Grundlage der Musikalität stellen dürfte. Zusammen mit vielen Freunden möchte ich Dich dennoch heute ermuntern, auf diesem Wege fortzufahren: das „Evangelium“ möge über das „Gesetz“ triumphieren — die „Gnade“ über die „Werke“! Vielleicht liegt hier doch ein wichtiges, noch nicht in Angriff genommenes Feld ökumenischen Lernens...

* * *

Den größten Teil Deines Lebens hast Du in Europa zugebracht. Bald nach dem Zweiten Weltkrieg bist Du in England eingetroffen, um Deine Studien abzuschließen, und wurdest sogleich in die Neuanfänge der ökumenischen Bewegung und die Bildung des Ökumenischen Rates hineinverwickelt. Als Student hast Du an der berühmten Jugendkonferenz in Oslo 1947 teilgenommen und warst dann Jugenddelegierter bei der Ersten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam 1948. Später wurdest Du Mitarbeiter in der Jugendabteilung des ÖRK. Nach einigen Jahren kehrtest Du nach London zurück, um in der mächtigen Britischen Missionsgesellschaft das Afrikareferat zu übernehmen — eine Aufgabe, die Dich zu Deinen „roots“, zum Wurzelgrund der Herkunft Deiner Vorfahren führte! 1967 kamst Du wieder nach Genf zurück als Direktor der Kommission für Weltmission und Evangelisation.

So wurdest Du in gewisser Weise ein Gefangener Europas — Europa wurde zum Hauptfeld Deiner Arbeit und Deines Ringens. Und dennoch ist es nie auch nur Deine „zweite Heimat“ geworden. Zu tief reicht die Trennung zwischen unserer Geschichte, unserer Kultur, ja — auch unserer religiösen Erfahrung. Noch heute trägt die Karibik und ihre Menschen die Wundmale jahrhundertelanger Kolonialgeschichte, und diese war ja im wesentlichen eine europäische: Spanien und Holland, Frankreich und England — einmal sogar die Schweden! — haben Eure Inseln „entdeckt“, ko-

lonisiert und ausgebeutet, und heute noch ist die harte Faust des Westens dort überall spürbar.

In Europa zu leben und zu arbeiten bedeutete und bedeutet noch heute für Dich eine tägliche Auseinandersetzung, mit der Wirkungsgeschichte dieser Beziehung fertig zu werden — „wie soll man des Herrn Lied singen im fremden Lande?“

Es ist ja nicht nur die politische oder kulturelle Kluft, die es dabei zu bewältigen gilt — es geht auch um Art und Geschichte unserer Kirchen selbst. Europa ist Herkunftsland und Mutterboden von Staatskirchen oder mit dem Staat liierter Kirchen — kaum faßbar für einen Methodisten wie Dich, der aus der Tradition einer Kirche lebt, die „von unten her“ gewachsen ist, die in der Frühzeit der Industrialisierung unter kleinen Bauern und Arbeitern in England entstand — eine religiöse Bewegung, die zum Mutterboden der englischen Labour-Party gehört und deren junge Laienprediger häufig die späteren Führer der Gewerkschaftsbewegung stellten! Als dieser „Methodismus“ zu Euren Inseln kam, wurde er zuerst die Religion der kleinen Leute, der Sklaven und der *petite bourgeoisie*. Deine Mutter, die in diesem Jahr 85 wird — der Familienclan von Verwandten und Freunden nennt sie liebevoll die „Queen“! —, ist heute noch stolz darauf, durchgesetzt zu haben, daß Du, gleich ihr, in der methodistischen Kirche getauft wurdest, während Dein Vater — wie die Mehrheit der Bevölkerung auf Deiner Heimatinsel Dominica — katholisch war.

So ist Europa für Dich „fremdes Land“ geblieben, in dem Du, Mann der Karibischen Inseln, Deine Identität als schwarzer Methodistenprediger nicht nur bewahrt, sondern wohl erst ganz entdeckt hast. Du bliebst „ein Sohn unseres Bodens“ — „a son of our soil“, wie sie Dich zu Hause nennen. Als ich unlängst Deine Heimatinsel besuchte, begegnete ich den Nachkommen Deiner ursprünglichen Vorfahren: den Kariben — freundliche, hart arbeitende Menschen, heiter und gutmütig, aber wild, wenn zum Kampf herausgefordert. Einst waren sie ein Seefahrer-Stamm, und noch heute gehen sie auf Fischfang in ihren schnellen schmalen Kanus. Sie haben gelernt, das stürmische Meer zu besiegen und den Wirbelstürmen zu trotzen, die immer wieder ihre Häuser verwüsten und ihre Palmenplantagen zerstören. Sie lieben ihr kleines Land, kultivieren es mit ungeheurer Sorgfalt und Hingabe. Ihre Hütten, die von einer Blumenfülle aller Arten und Farben umgeben sind, bilden einen seltsamen Kontrast zur Wildheit der waldbedeckten Bergketten, von denen klare Bäche und Flüsse über das schwarze Vulkangestein ins Tal stürzen, das den Untergrund Deiner Insel bildet. Ich empfand eine merkwürdige, faszinierende Schönheit, die sich

nicht leicht öffnet. Es gibt dort kaum einen jener Bilderbuchstrände mit weißem Sand und grünen Palmenhainen, die die Touristen anlocken und leichtes Geld bringen. Es ist ein rauhes Land mit einer fast furchterregenden Schönheit. Aber wenn es einen gefangen hat, dann wird man seinen Zauber nicht mehr los.

* * *

Es ist in unseren Kreisen Mode geworden, sich „Theologe“ zu nennen, wenn man Theologie studiert hat. Ich habe es öfters erlebt, daß Du Dich mit großem Nachdruck Pastor nanntest, was ja, nebenbei bemerkt, Deine zweite Berufswahl war: unmittelbar nach der Schule hast Du zunächst in einem Anwaltsbüro gearbeitet und gelernt, Rechtsfälle für die Gerichtsverhandlung vorzubereiten. Das war zweifellos eine Periode Deines Lebens, die nicht nur Deinen analytischen Verstand geschärft und Deine juristischen Fähigkeiten ausgebildet hat. Sie lehrte Dich auch wesentliche Einsichten in die Gebrochenheit menschlichen Wesens, die Zerbrechlichkeit menschlicher Beziehungen und die Korruptierbarkeit der besten menschlichen Fähigkeiten. Aus diesen Erfahrungen hast Du vieles an realistischer Einschätzung der menschlichen Natur bezogen — ohne darüber zum Zyniker zu werden! Im Gegenteil — Dein Bemühen ist vertieft worden, Einstellungen und Verhaltensweisen der Menschen aus jedem möglichen Gesichtswinkel heraus zu begreifen.

Ein anderer Aspekt, der Dich seit Deiner Zeit im Anwaltsbüro begleitet, ist Dein Ringen darum, der Gerechtigkeit unter den Menschen zu dienen. Du hast Dich immer wieder zu der prophetischen Botschaft bekannt, daß es ohne Gerechtigkeit keinen Frieden geben kann. Natürlich ist diese Einsicht kein Ergebnis intellektuellen Lernens — sie stammt bei Dir aus historischer Einsicht und persönlicher Erfahrung. Deine juristische Lehrzeit hat aber dazu beigetragen, daß „Gerechtigkeit“ nicht zur edlen Idee verkommen ist, sondern Du immer wieder darauf bestehst, sie konkret zu formulieren und in kontrollierbare Schritte umzusetzen. Übrigens ist auch Deine theologische Arbeit davon geprägt: sie ist bei Dir stets im konkreten Engagement angesetzt — in den Rechenschaftsberichten vor dem Zentralausschuß, in der Begründung bestimmter Programme des Rates, in Briefen an die Kirchen. In vielen Gesprächen über meinen Lehrer Karl Barth, aber auch über andere „Schultheologen“, habe ich immer wieder Deine Skepsis, ja Deinen Zorn gespürt über eine sich zeitlos gebende Theologie, die bloß Traditionen verlängert und Dogmen verfeinert und dabei Elfenbeintürme errichtet, die das Begreifen und Verantworten der aktuellen Wirklichkeit

verhindern. Theologie ist für Dich nicht ein abstraktes Tätigkeitsfeld dafür „zuständiger“ Experten, sondern die zur Sprache gebrachte Verantwortung des ganzen Volkes Gottes für sein Denken, Reden und Handeln vor der Bibel. Die theologische Wissenschaft soll die Bibel und das Leben zusammenbinden und nicht trennen. Deine Leidenschaft für die Bibel, für biblische Exegese, biblisches Geschichtsdenken — Deine andere große Leidenschaft neben der Musik! — kommt in all Deinen Reden, Briefen und Aufsätzen heraus, und über die Ignoranz oder Böswilligkeit, mit der einige meiner Landsleute Dir dies bestreiten, kann man nur den Kopf schütteln.

Laß mich zum „Pastor“ zurückkehren: In den ersten Jahren Deines Dienstes hast Du auf einigen Eurer Inseln Ortsgemeinden gedient — oft unter abenteuerlichen Umständen: Du bist mit dem Motorrad über Stock und Stein gefahren und hast in kreolischer Sprache gepredigt! Auch später bist Du ein Prediger geblieben, hast vielen Gemeinden in vielen Völkern Bibel und Wirklichkeit ausgelegt. Aber wohin Du auch kamst oder kommst, um zu predigen — Du steigst auf keine Kanzel, ohne Dich intensiv informiert zu haben über die Geschichte und den konkreten Kontext Deiner Hörer. Dein bohrendes Interesse für die Geschichte — ich bin versucht, das Deine dritte Leidenschaft zu nennen, neben Bibel und Musik — dient weder bloßer Neugier noch simpler Anknüpfung: Deine Leitfrage heißt vielmehr: Wo haben die heutigen Anfechtungen dieser Hörer ihre geschichtliche Wurzel? und: Wo liegen die möglichen Quellen der Gegenkräfte verborgen?

„Das Wort wurde Fleisch!“ ist eines Deiner zentralen theologischen Stichworte, und es hat Deinen Dienst tiefgehend geprägt. Das zielt nicht bloß auf den Versuch, die Ebene Deiner Hörer — oder Partner — zu betreten, sondern dient der Bemühung, die Lasten der anderen mitzutragen. Während der gemeinsamen Jahre in Genf — und noch danach — habe ich Dich in schwierigen Konfliktsituationen immer wieder bei dem Versuch erlebt, in diesem Sinne pastoral zu handeln — in der Analyse, im Urteil und in der Entscheidung Deinen Teil der Last zu übernehmen. Das ist oft nicht erkannt oder gar anerkannt worden, und wahrscheinlich ist es auch nicht immer so gelungen. Immer aber hat diese Bemühung Deinen Umgang geprägt — unter Kollegen, mit Kirchenvertretern, mit Delegationen. Man spürt Dir dieses Bemühen an, und deshalb hast Du so gar nichts von einem „Kirchenführer“ oder gar von einem Bürokraten. In einer Zeit, in der gewisse konfessionelle Gruppierungen das Heil der Ökumene in der „Stärkung des bischöflichen Elements“ sehen und solches proklamieren, legst Du den Nachdruck auf brüderliche (und schwesterliche!) Beziehungen als

der inneren Logik ökumenischer Gemeinschaft. Freilich ist das ein höchst verletzlicher Ansatz für den gelebten Glauben wie für die Gemeinschaft der Kirchen — aber welche *pastorale* Gemeinschaft könnte als „Kirche für Andere“ (Bonhoeffer) da sein, wenn sie sich nicht der Verletzbarkeit aussetzt?

* * *

„Das Wort wurde Fleisch!“ und: „eine Kirche für Andere“ — wer den Dienst des Pastors und den Auftrag der Kirche so auffaßt, wird verletzt. Vielleicht liegt hier die eigentliche Kontroverse zwischen „Genf“ — vertreten durch Dich — und unserer deutschen Kirche (und nun rede ich von der Kirche in der Bundesrepublik, denn die Kirche im anderen Deutschland macht soeben ihre Erfahrungen mit der Verletzlichkeit und gewinnt dabei offenkundig ein anderes Verhältnis zur Ökumene als wir im Westen).

In ihrer ökumenischen Gestalt bekennt sich die Kirche zu ihrer Verletzlichkeit und darin zu ihrer Christusähnlichkeit. In ihrer Verletzlichkeit zeigt sie sich aber auch als menschliche Kirche, zerbrechlich, („irdenes Gefäß!“), leicht zu kreuzigen.

Eine nationale Volkskirche kann sich Verletzbarkeit nicht leisten, denn sie gilt als „tragende Säule“ von Staat und Gesellschaft. Und das gilt ganz besonders unter uns Deutschen, zu deren Urgestalten Siegfried, der Unverletzte, gehört. Auch kirchlich kommen wir aus einer ähnlichen Geschichte, und wir sind in einer Tradition von Theologie groß geworden, die Verletzbarkeit nicht zuläßt. Verletzbarkeit läßt sich nicht mit dem akademischen Standard und der wissenschaftlichen Sauberkeit unserer Theologie vereinbaren. Unsere unverwundbare Kirche hat sich eine unverwundbare Theologie geschaffen. Versuche, engagierte Formen von Kirche zu leben, die notwendigerweise verletzlich — also angreifbar — sind, Versuche, eine engagierte — und deshalb verletzliche — angreifbare — Theologie zu artikulieren, werden schnell an den Rand gedrängt, man desavouiert solche Leute als „politische Heißsporne“, als solche, die nicht „verantwortlich“ für die Kirche reden, und verweist auf ausgewogene — unverletzbare! — offizielle Äußerungen kirchlicher Gremien. Was tut aber eine Kirche, die Verletzbarkeit als *nota ecclesiae* (Wesensmerkmal der Kirche) von sich weist? Von allen anderen theologischen Gedanken abgesehen, begibt sie sich mit einer solchen Abweisung der Fähigkeit und Bereitschaft zu ökumenischer Begegnung und zu ökumenischem Dialog. Unverletzbarer Selbstsicherheit macht zur Ökumene unfähig, denn sie muß recht behalten. Ich erinnere mich mit Trauer an manches nach Genf adressierte Dokument meiner Kirche, das diese Einstellung widerspiegelte.

Wir sind eine Volkskirche, und wir reflektieren vieles, was an allgemeiner Einstellung in unserer Volke lebt — Nationalstolz, Überheblichkeit, Selbstgerechtigkeit. In unserer Privilegiengesellschaft wachsen Fremdenfurcht und Fremdenhaß, denn wer Privilegien besitzt, muß sie auch verteidigen. Wie sagte der arme Franziskus zu seinem Bischof von Assisi — „Herr, wollten wir etwas besitzen, dann müßten wir auch Waffen zu unserer Verteidigung haben. Daher kommen ja die Streitigkeiten und die Kämpfe alle und verhindern die Liebe...“ Einer Privilegienkirche, wie wir sie genießen, fällt die ökumenische Liebe mindestens sehr schwer.

Das antiökumenische Klima unter uns hat also in vieler Hinsicht etwas mit unserer besonderen deutschen Mentalität zu tun, die von unserer Geschichte geprägt ist. Vieles, was unter uns — und bei unseren Bewunderern — als nationale Tugenden gilt, wirkt sich ökumenisch als Laster aus. Verstärkt wird das durch eine generell europäische Untugend: das messianische Selbstbewußtsein des Eurozentrismus. Die ökumenische Klimaver schlechterung hat bei uns — gewiß nicht zufällig! — eingesetzt, als der Europäer Visser 't Hooft von dem Amerikaner Blake abgelöst wurde. Und in stürmische Gewässer geriet dann das ökumenische Schiff, als ein schwarzer Vertreter (gegen den Widerstand gewichtiger europäischer Repräsentanten!) der Dritten Welt ins höchste ökumenische Amt gewählt wurde. Ich erinnere mich deutlich an den Kommentar eines prominenten deutschen Industriebulletins, das Deine Wahl 1972 mit den Worten bekanntgab: „Ein Mohr aus Jamaika regiert jetzt den Weltkirchenrat!“ Natürlich ist dieses Syndrom aus Arroganz, Menschenverachtung und Rassismus nirgends in der Kirche artikuliert worden — dennoch frage ich mich, ob gewisse Briefe der letzten Jahre nach Genf geschrieben worden wären, hätte dort ein Visser 't Hooft oder ein anderer Europäer den Weltrat geleitet.

* * *

Die ökumenegesinnten Freunde in Deutschland müssen sich selbstkritisch fragen, warum es ihnen nicht gelungen ist, diese antiökumenische Großwetterlage zu verändern. Sie sitzen ja keineswegs nur an der macht- und einflußlosen „Basis“ der Kirche, sie sitzen doch auch in zentralen Stäben, in wissenschaftlichen Instituten und selbst in den Hierarchien! Gewiß gibt es da und dort ein verbessertes ökumenisches „Kleinklima“, wohl beginnen wir allmählich, die wichtigen ökumenischen Fragestellungen in unserer eigenen Sprache zu buchstabieren und auf unsere Verhältnisse zu übertragen. Können wir aber noch auf eine wirkliche ökumenische Konversion hoffen?

José Miguez-Bonino, der argentinische Theologe und einer der ÖRK-Präsidenten, hat 1974 auf einer Akademietagung zu der Frage Stellung genommen: „Kann die Dritte Welt den Westen heilen?“ Seine Antwort hieß damals: Der Westen kann nicht geheilt werden, solange er nur ein Denken akzeptiert, das in seine Kategorien paßt. Heilen kann den Westen nur ein „Wort von außen“, geheilt werden kann er nur, wenn er dieses Wort von außen zu vernehmen und anzunehmen bereit ist.

Unsere Hoffnung liegt darin, daß uns in der ökumenischen Bewegung dieses „Wort von außen“ erreicht. In Deiner Person speziell, die geprägt ist nicht nur von einer anderen, sondern von einer entgegengesetzten Geschichte und Kultur, begegnet uns dieses „Wort von außen“ in provozierender Fremdheit. Damit verkörperst Du auf besonders eindringliche Weise die Herausforderung an uns zur ökumenischen Konversion. Für viele Christen in Deutschland liegt darin noch immer ein Ärgernis — für Freunde und Sympathisanten der ökumenischen Bewegung bist Du gerade deshalb ein wichtiges Symbol ökumenischer Hoffnung, das Mut macht, und ein Anlaß zur Dankbarkeit, die heute ihren Ausdruck finden soll!

Seit Deiner Jugend hast Du gespürt, daß Dir der Zugang zu den Deutschen besonders schwer fallen werde — seit Du damals im Radio die Stimmen von Hitler und Goebbels hörtest. Wie Millionen anderen haben sie auch Dir Angst und Abscheu eingeflößt, und Du hast mit dieser emotionalen Barriere vielfach und lange gekämpft. Vor einem Jahr hast Du beschlossen, Deinen Studienurlaub in Deutschland zu verbringen, die deutsche Sprache zu lernen und die jüngste Geschichte der Deutschen intensiv zu studieren. Auf der Schwelle zu Deinem 60. Lebensjahr hast Du damit einen Schritt gewagt, der von tiefer ökumenischer Solidarität zeugt. Als Hausgenosse jener Monate und als Zeuge Deiner Bemühung um ein „Problemkind“ der Ökumene hat mich dieses Erlebnis tief berührt. Es gibt in der spannungsgeladenen Gemeinschaft der Weltchristenheit keine Barriere, die sich nicht im Geist der Brüderlichkeit überwinden ließe!

Es ist an diesem Deinem 60. Geburtstag mein Wunsch, daß der Schritt, den Du auf uns zu gemacht hast, ein Echo findet, auf Gegenliebe stößt, und wir den Mut gewinnen mögen, uns dem „Wort von außen“ zu öffnen, das Du für uns verkörperst. Karl Barth hat den III. Band seiner Dogmatik seinem Freunde Eduard Thurneysen zu dessen 60. Geburtstag gewidmet mit einem Segenswunsch, mit dem ich Dich heute grüße — zusammen mit vielen Deiner Freunde in Deutschland:

„Dein Alter sei wie Deine Jugend!“

Dein
Werner Simpfendörfer